

Museumsverein  
**KLOSTERTAL**

# Erinnerungen an Glong

Manfried Gantner

Miszellen  
Sammlung des Museumsvereins Klostertal



# Erinnerungen an Glong

Manfried Gantner  
(März 2020)

Der Auslöser für meinen Bericht ist eine Reportage im „Schaufenster“ der Tageszeitung „Die Presse“, vom 27.03.2020, S. 26ff., und solches mitten im Tiroler Hausarrest wegen der Corona-Pandemie. Dort wird von Martin Amanshauser im „Lob des Kleinteiligen“ der laute Massentourismus dem leisen und kleinen gegenübergestellt. Im oberen Bild donnert eine gewaltige 747 der KLM über den Strand der Karibikinsel St. Maarten hinweg. Das untere Bild zeigt - im völligen Kontrast dazu - einen leisen Urlaub in einer „Bergidylle aus Vorarlberg“. Zu meinem Erstaunen identifiziere ich unten einen mir wichtigen Ort, „Glong“, und zwar die beiden seinerzeitigen „Heubargen“ (Heuhütten) von denen die folgende Kindheitserinnerung handelt.

Ich muss so zehn bis zwölf Jahre alt gewesen sein, als ich mit Onkel Johann während mehrerer Sommer jeweils mit „auf Glong“ zum Heuen mitgehen durfte. Glong ist ein Hochmahd oberhalb von Wald am Arlberg (Gemeinde Dalaas) im Vorarlberger Klostertal. Hoch über dem Dorf machten die Bauern auf den ihnen gehörenden Parzellen im Sommer während einiger Wochen Heu, das sie im Winter dann unter objektiv sehr schwierigen und äußerst anstrengenden - Außenstehende müssten wohl sagen, unter „haarsträubend gefährlichen Umständen“ - zu Tal bringen mussten.

Am Sonntagabend bereits rückte ich mit meinem Rucksäcklein bei Tante Anna und Onkel Johann ein, um am Montag früh rechtzeitig für den Abmarsch bereit zu sein. Ich durfte dort in ihrem Haus, im 1.Stock, in einem mir fremden Zimmer, schlafen. In aller „Herrgottsfrühe“ ging man dann aus dem Haus. Es waren wohl, aber nicht jedes Mal, mein Cousin Josef (7 Jahre älter) und die Cousinen Maria (5 Jahre älter) sowie Ida (1 Jahr älter) dabei. Jeder und jede hatte



**LAUT.** Entstehen andere Reisekonzepte als Verdichtung und Erschließung? Hier: Beach von St. Maarten.

**LEISE.** Wird die Sehnsucht nach Nähe und Natur noch größer? Hier: eine Bergidylle in Vorarlberg.



altersgemäß etwas zu tragen. Mit von der Partie war jedenfalls immer eine Ziege, da man ja Milch für den Riebel (eine Art gerösteter Polenta) und den „Kaffee“ (ein Zichoriengebäu) brauchte. Tante Anna „richtete uns aus dem Haus“, spendete dabei Weihwasser und einen christlicher Segensgruß.

Vorbei an der Kirche, die Obere Gasse hinauf, vorbei am Haus von Tante Gertrud und Onkel Quirin. Nach dem Stelzistobel hinauf nach Gasura, und nach diesen letzten Häusern wurde der Anstieg beschwerlich. Eine erste Rast war bei einem Baum, der mit einer Art Votivtafel gekennzeichnet war, die „Ruabtanna“ (Tanne zum Ausruhen). Also Absitzen und Ausschnaufen. Weiter ging es steil hinauf und durch den „Länga“ (langen Zug), der seinem Namen wohl dem Heuziehen im Winter verdankte. Der Bergwald ging nämlich hier in eine sehr steil ansteigende Lichtung über. Nach einem weiteren Anstieg stand ein Kreuz mit einer Bank zum Rasten, der „Gottsnama“ (Diese Ortsbezeichnung muss man aus Sicht der Heuzieher lesen: „In Gottsnama, denn fährt ma halt ab“). Also, Absitzen, Ausschnaufen und ein Vaterunser. Endlich kam man „auf Glong“ bei „Kobis Barga“ (im Eigentum von Jakob Thöny) an.

Jetzt waren wir wohl schon gute zwei Stunden unterwegs und man durfte jetzt auf sehr angenehmen Matten an einigen Heuhütten, z.B. Driesner's Barga („Barga“), vorbei weiter hinaufsteigen. Ein letzter, steiler Anstieg und man war auf der „Mutta“, also auf der Höhe der beiden Heuhütten, die Onkel Johann gehörten. (Das sind nun die zwei Hütten auf dem Bild, das diese Erinnerungen auslöste.) Die erste Hütte stand über einem eher steilen, grasbedeckten Hang, dahinter wurde es aber vergleichsweise eben und begann ein sehr schönes „Bergmahd“. Die nordwestlich gelegene „Muttabarga“, die in späteren Jahren zu einer Jagdhütte ausgebaut wurde, war größer und diente nur als Heuspeicher. Zwischen den beiden Hütten war ein kleiner, eingetiefter Wasserlauf mit Gebüsch (Dort verrichtete man das kleine Geschäft, während das größere weiter nordwestlich der Muttabarga hinter einer Bergkante vollbracht



wurde. Vom Ort des größeren Geschehens fiel das Gelände überaus steil und grasbedeckt mit Tannen und Latschenbestand in das Stelzistobel ab. Selbst diese Freiluftaufführungen, waren – bei bester Aussicht – eine mir angesichts der strengen Erziehung bis dahin völlig unbekannte Herangehensweise, weshalb sie mir in Erinnerung geblieben sind).

Die erste Hütte hatte eine Küche mit Holzherd und einem Klapptisch, an dem 6 Personen sitzen konnten. Diese Tische konnte man von der Wand herunterklappen und anschließend wieder platzsparend dort versorgen. Mit Schweineschmalz angerösteter Riebel und sogenannten „Kaffee“ gab es zum Frühstück. Später am Tag waren Speck und Brot sowie mit Zwiebeln und Essig angemachter (Sura-) Käs wohl die Hauptnahrungsmittel, vielleicht gab es auch Schmarren mit Apfelmus, Eierspeise mit Speck oder gar Küachle? - In dieser Art, ich weiß es nicht mehr so genau. Das Essen, das Maria (später Klosterschwester) oder Ida (später die Mutter von Matthias Strolz sowie von Bettina und Judith) hervorzauberten, hat jedenfalls großartig geschmeckt. Irgendwann gab es dann aber doch Feierabend, es wurde etwas gebetet und viel erzählt. Onkel Johann war als Ortschronist auch ein glänzender Erzähler.

Hinter der Küche war eine Tenne und auch über der Küchendecke ein Heulager. Dort oben wurde dann auf dem eingebrachten Heu geschlafen. Das war natürlich fast das Größte, sich so richtig tief in das Heu einzugraben und damit so zuzudecken, dass nur mehr das Gesicht herauschaute. Wenn das Heu nicht völlig trocken eingebracht worden war, so heizte es noch zusätzlich ganz ordentlich auf und man hatte in der Früh feuchtwarme Kleidung an, die an der Haut klebte. Unbequem waren vor allem die ersten ein, zwei Tage, wenn man noch kein trockenes Heu hatte, also auf dem bloßen Boden schlafen musste. Natürlich wurde uns Kindern vor dem Einschlafen auch erzählt, dass sich womöglich noch eine Kreuzotter im Heu versteckt haben könnte. Auf Glong gab (und gibt es wohl noch) viele Kreuzottern, auf die es aufzupassen galt, wenn man Heu machte.

Onkel Johann und Cousin Josef waren schon ab dem ersten Morgenrauen unermüdlich am Mähen. Das feine, ungedüngte Gras war durchsetzt von wunderschönen Bergblumen: Gelbe Enzian mit ihren mehrstöckigen Blütenständen, Brunellen und Anemonen zum Beispiel, letztere falls bereits verblüht, mit ihrem grauweiß gefiederten Aussehen wurden „Glongbütz“ genannt. Der dünne Grasschnitt trocknete bei Sonne und Wind sehr schnell, wobei er mehrmals gewendet („gezettet“) wurde. Das Heu roch fantastisch würzig. Es wurde dann in ein großes Heutuch gefasst („gebündelt“). Das Bündel wurde von Onkel Johann oder Cousin Josef in einer trickreichen, gymnastischen Übung auf das Genick und die Schultern gehievt. Dazu musste man sich zunächst neben das gefasste Heubündel auf den Boden legen. Dann musste man es an die Schultern heranziehen und mit einem Ruck musste der Träger seitlich auf die Knie hochkommen – und dann (nur mehr!) aufstehen. Die Bündel müssen – nicht nur aus meiner damaligen Sicht - ein hohes Gewicht gehabt haben, wenn man an die verzerrten Grimassen denkt, die die Träger beim Aufnehmen der Bündel schnitten. Schließlich mussten sie die Last noch maximal bis zu einigen Hundert Metern zur Heubarga tragen. Onkel Johann war damals schon hüftleidend und man konnte es ihm ansehen, dass er hier an seine Grenze gehen musste.

Die Kinder mussten - oder durften vielmehr, wie wir es empfunden haben - natürlich beim Heuen mithelfen, Zetten zum Beispiel, oder das Heu auf dem Heuboden in der Barga verteilen. Einmal habe ich mich beim Heuen verletzt, hatte aber „mehr Glück als Verstand“: Man musste die ausgebreiteten Heutücher mit einem Stock, der unten mit einem Eisenspitz verstärkt war, am Boden befestigen oder so ähnlich. Jedenfalls rammte ich mir diesen Eisenspitz in den linken Fuß, genau zwischen den großem Zehen und seinen unmittelbaren Nachbarn. Der Stock ging durch den Fuß durch. Ich zog den Stock wieder heraus und es blutete sehr heftig. Ein Obstler (oder Enzian?) zur Desinfektion der Wunde samt einem ordentlicher Verband - und schon konnte ich wieder humpeln. (Um den richtigen Fuß zu benennen, habe ich jetzt nachgeschaut: Eine Narbe von einem Zentimeter



Länge ist mir von diesem Ereignis bis heute geblieben).

Pro Sommer war man etwa zwei Wochen auf Glong, wenn es einen „fuchste“, also das Wetter zwischendurch schlecht war, dann dauerte der Einsatz bis zu drei Wochen. In der Küche gab es auch einen auf ein Markierungsbrett genagelten Ast, der das Wetter des nächsten Tages anzeigte: Offensichtlich haben ihn die Veränderung der Luftfeuchtigkeit und des Luftdruckes nach oben oder unten in Richtung der angegebenen Markierungen „Hoch“ oder „Tief“ verborgen. Für mich damals ein völliges Naturwunder!

Diese Hütte hatte auch eine Art Hüttenbuch, in welchem u.a. außergewöhnliche Ereignisse vermerkt wurden. Darin hatten sich auch Jäger oder Wanderer, die an der Hütte in anderen Jahreszeiten vorbeikamen und das Schlüsselversteck wussten, eingetragen. Da Onkel Johann ein überaus aufrechter ÖVP'ler war, muss ihn ein Spruch sehr geärgert haben, den ihm „die Roten“ ins Stammbuch geschrieben hatten, sinngemäß: „Kommt der Schärf nach oben, wird ihn der Meister loben.“ („Schärf“ stand für Adolf Schärf, österreichischer Bundespräsident ab Mai 1957 bis Ende Februar 1965. Ob mit dem „Meister“ Gott selbst oder nur Onkel Johann gemeint war, musste offenbleiben. - Also war davor der Wahlkampf, womit wir einen zeitlichen Anhaltspunkt haben, ich war 1957 gerade 12 Jahre alt).

Die Aussicht von der Barga war großartig. Der Purtschakopf lag fast eben über dem Klostertal drüben. Man konnte auch sehr gut auf den damals noch eindrucklichen „Isatäler“-Gletscher sehen und auf den Kaltenberg. - Während sich die Kreuzottern vor uns versteckten (was wir damals aber noch nicht wussten), gab es immer wieder in guter Distanz Murmeltiere zu sehen und von den umstehenden Felswänden und Bergen war der Wiederhall ihre (Warn-)Pfiffe zu hören. Sie machten wie wir auch Heu und der Nachwuchs balgte sich in der Nähe des Eingangs zur Wohnhöhle. Am Abhang des Glongspitzes und in den Felswänden hinter den Hütten konnte man den Gämsen zuschauen und Bergdohlen führten im Aufwind ihre Flugkünste vor.

Einmal kam eine Helferin aus dem Tal, die in Innerwald wohnte. Sie war schlank und hatte für mich unheimlich herausstehende Adern an den Armen, vor allem aber an den Beinen, die überdies irgendwie ins Bläuliche verfärbt waren. Vielleicht redete sie noch mit vollem Mund... Jedenfalls war sie mir unheimlich. Als sie dann an einem späteren Nachmittag in Tal abstieg, tanzte ich um die Hütte und sang laut „Wie froh bin ich, dass die – ich nenne sie hier die „Rubnerin“ - „überus“ ist“ (also wieder ins Tal gestiegen ist). Leider hatte sie etwas vergessen und kehrte - von mir unbeobachtet - zurück. Sie schaute sich meinen Tanz und Gesang an und beschwerte sich bitterlich über mich bei Onkel Johann. Dieser wieder berichtete, als wir wieder im Tal waren, umgehend meiner Mutter und so musste ich, müde vom Abstieg, sofort noch nach Innerwald marschieren, um mich bei dieser Frau zu entschuldigen: Die harte Schule des Benehmens und eine große Niederlage.

Einmal kam ein Mädchen von einer Nachbarhütte zu Besuch. Sie behauptete zu meinem Erstaunen, dass sie schon „bis 100 zählen könne“. Ich bat sie also ihr Kunststück auch hier und jetzt vorzuführen und sie zählte brav durch bis 99. Dann stockte sie und ich fragte. „Und wie geht das jetzt weiter bis 100?“ Das wusste sie nicht!

Dann wollte ich allein auf das „Fürkele“ (furka, Gabel) hinauf steigen, was Onkel Johann zuließ. Der Aufstieg auf diesen, selbst noch von Glong aus markanten Berg, führt nach der Querung eines Baches über sehr steile Grashänge einige hundert Höhenmeter hinauf. Irgendwann stellt sich die Entscheidung, ob man auf die linke oder rechte Spitze des „Fürkele“ will. Ich entschied mich für die leichtere Variante, die mir nun ohnehin schon gewaltige Angst einjagte. An Grasbüscheln festhaltend stieg ich nach oben, um am Gipfel angekommen zu sehen, dass der andere Gipfel der höhere gewesen wäre. Die Aufgabe, vom kleinen Fürkele wieder heil herunter zu kommen, war für mich Herausforderung genug. Ich traute

mich jedenfalls keinen weiteren Schritt mehr zu setzen, um auf das „richtige“ Fürkele zu kommen. - So war ich im Leben halt nur auf dem kleinen Fürkele.

Am Freitag, bei aufziehendem Schlechtwetter ausnahmsweise schon früher, ging es wieder hinunter ins Tal. Unterhalb von „Kobis Barga“ wurden die Bergmähder von Glong verlassen, es ging beim „Gottsname“ „überus“, durch den „Länga“ hinunter, vorbei an der „Ruabtanna“ und an Gasura.....: Die Aufenthalte auf Glong gehören zu meinen vielen schönen Kindheitserinnerungen, die mich immer noch mit Wald am Arlberg verbinden.



Glongbutz  
(Foto: Georg Gantner)

Museumsverein Klostertal  
Haus Nr. 60a  
A-6752 Wald am Arlberg  
Tel: +43 664 4911474  
[info@museumsverein-klostertal.at](mailto:info@museumsverein-klostertal.at)  
[www.museumsverein-klostertal.at](http://www.museumsverein-klostertal.at)